Aus meinen Erinnerungen an Emanuel Geibel

Wilhelm Deecke

Aus meinen Erinnerungen

an

Emanuel Geibel.

Von

W. Deecke, Dr.,
Direktor des Gymnasiums in Buchsweiler, früher des Lyceums in Straßburg.

Weimar
Hermann Böhlau
1885.

Weimar. – Hof-Buchdruckerei.

Nachstehende Blätter enthalten den Vortrag, welchen ich am 3. Januar d. J. in Straßburg i. E. zum Besten des Geibel-Denkmals gehalten habe. Die nahen Beziehungen, in welchen ich zu Geibel während eines Zeitraumes von fünfundzwanzig Jahren stand, machten es mir möglich, über manches noch nicht Bekannte aus seinem Leben zu berichten und manchen Zug in das Dichterbild einzutragen, welcher diesem mehr Leben verleiht. So darf ich hoffen, daß das Büchlein auch dem weiteren Kreise der Freunde und Verehrer des Heimgegangenen eine nicht unwillkommene Gabe sein wird.

D.

Am Palmsonntage, dem 6. April des eben zu Ende gegangenen Jahres, starb in der alten Hansastadt Lübeck nach längerem Leiden eines doch unerwartet raschen Todes Emanuel Geibel, in den letzten Jahren als erster der lebenden Dichter anerkannt. Es geschah daher zu allgemeiner Befriedigung, daß seine Vaterstadt, deren Ehrenbürger er war, die Beerdigung auf ihre Kosten übernahm und in feierlichster Weise durchführte. In St. Marien, der majestätischen Hauptkirche der Stadt, fand am 12. April in Gegenwart zahlreicher, aus allen Gegenden Deutschlands herbeigeeilter Deputationen und Celebritäten der Trauergottesdienst statt, den ein Schwager des Verstorbenen, der Hauptpastor Trummer, leitete, während die einzige Tochter des Dichters mit sechs Enkeln, die Palmen trugen, am Sarge stand. Während dann der Trauerzug hinter dem mit schwarzverhängten Rossen bespannten Leichenwagen langsam durch die breiten, hochgiebligen Straßen dahinzog, in denen alle Fenster mit dunkelgekleideten Gestalten besetzt waren, wogte das Glockengeläute von allen Kirchthürmen durch die Luft; das Rathhaus, die Privatgebäude, die

Schiffe hatten halbstock geflaggt, die Wachen präsentirten. Schweigend, in ehrfurchtsvoller Andacht, bildeten dichte Menschenmassen Spalier bis zu dem herrlichen, mit köstlichen Lindenalleen umgebenen Friedhofe vor dem thurmgekrönten Burgthore. Alle Geschäfte waren an jenem Tage geschlossen, in tiefer Ruhe lagen Markt und Hafen, die Behörden, die Gewerke, die Vereine nahmen vollzählig an dem Zuge Theil. Als die Friedhofspforte erreicht war, trugen zwölf Mitglieder des Kriegervereins, der auch in der vorhergehenden Nacht in St. Marien für den Dichterherold des deutschen Kaiserthums feierliche Grabwache gehalten hatte, den Sarg, der die große Menge der Palmen und Kränze nicht faßte, zur Gruft. Die Zipfel des Bahrtuches hielten der Schwiegersohn des Verstorbenen Dr. jur. Fehling, und drei literarische Größen verschiedenster Richtung: Klaus Groth, Hans Hopfen und Paul Lindau. Die Kaiserin hatte zum Trauertage ein Beileidsschreiben an den vertrauten Freund Geibels, Ernst Curtius, gerichtet; unter den Kränzen befand sich einer vom kronprinzlichen Paare, mit dem der Dichter in mannigfachem Verkehr gestanden hatte, einer vom Reichskanzler Fürsten Bismarck, andere aus Oesterreich, aus Rußland, aus Amerika, durch telegraphische Anweisung begeisterter Verehrer aus weitester Ferne gespendet. Unter den Ehrenzeichen, die dem Sarge nachgetragen wurden, ragte außer

dem bayrischen Maximilians- und Kronenorden das Comthurkreuz des kaiserlich mexikanischen Ordens Unserer lieben Frauen von Guadalupe hervor, das die unglückliche Kaiserin Charlotte, eine treue Verehrerin des Dichters, ihm in einer ihrer ersten Regentenhandlungen von jenseit des Oceans gesandt hatte. Die Trauerrede am Grabe, nach der Einsenkung, hielt ein Neffe des Dichters, Pastor Lindenberg aus Russe bei Lübeck. Nicht enden wollte die Reihe derjenigen, die mit Gebet, Segenswunsch oder stummen Thränen die drei Schollen des letzten Abschieds dumpftönend auf den Sarg des Dichters hinabrollen ließen, über dem sich die Erde für immer schließen sollte.

Auch die Errichtung eines einfach würdigen Denkmals über der Grabstätte hat die Vaterstadt übernommen. Damit aber ist die Ehrenpflicht gegen den Dichter noch nicht erfüllt; auch nicht mit den schönen und erhebenden, aber rasch verrauschten Festen, mit denen Schiller-Stiftungen, literarische Vereine, Liedertafeln, innerhalb wie außerhalb des Vaterlandes, sein Andenken geehrt haben. Es gilt, ihm in der Vaterstadt, der altehrwürdigen Hansakönigin, die er so sehr geliebt und in so vielfacher Weise verherrlicht hat, ein dauerndes Denkmal in Erz oder Stein zu errichten, das seine Gestalt und seine Züge treu der Nachwelt überliefere. Nachdem daher schon wenige Tage nach des Dichters Tode die Berliner Verlagsbuchhandlung

von Oscar Parrisius einen Aufruf an die deutschen Dichter und Kritiker erlassen hatte zu gemeinsamer Herausgabe eines Gedenkbuches an den Geschiedenen, dessen Reinertrag dem Fonds eines in Lübeck zu errichtenden Geibel-Denkmals zufließen sollte, und nachdem dies Buch in reicher Ausführung und trefflicher Ausstattung bereits im Anfang des Sommers erschienen ist, haben sich jetzt, im Dezember v. J., über 120 Notabilitäten jeder Art und Verehrer des Dichters aus allen Gegenden des Vaterlandes, einzelne auch außerhalb Wohnende, zu einem Aufrufe „zur Errichtung eines Denkmals für Emanuel Geibel in seiner Vaterstadt Lübeck“ vereinigt. Die kaiserliche Familie hat namhafte Beiträge gespendet, der Kaiser mit einem anerkennenden Kabinetsschreiben; auch der Kronprinz hat in einem Briefe, in dem er seine warme Verehrung für den „hochbegabten, echt deutschen“ Dichter ausspricht, die gegebene Anregung „freudig begrüßt“ und seine Zuversicht ausgesprochen, „daß sie lauten Widerhall finden werde“. Der geschäftsführende Ausschuß tagt in Lübeck unter Vorsitz des dortigen Bürgermeisters Dr. Behn; hier im Reichslande hat sich ein Specialausschuß, bestehend aus Eingewanderten und Einheimischen, gebildet, und unter Anderm zur Förderung der Angelegenheit diese Vorlesungen veranstaltet.

Wenn ich diesem Ausschusse beigetreten bin, so habe

ich geglaubt, dazu berechtigt zu sein als Landsmann, als langjähriger Bekannter, ja als vertrauter Freund des Dichters, und eben dieser Umstand ermuthigt mich auch, hier eine aus lebendiger Anschauung gewonnene Schilderung seiner Persönlichkeit zu wagen. Wenn ich dabei mitunter von mir und meiner Familie werde sprechen müssen, bitte ich dafür aus dem angegebenen Grunde um Entschuldigung.

Das äußere Leben des Dichters ist einfach, schlicht und bescheiden gewesen, wie sein Wesen und sein Charakter es waren, nicht ohne schwere seelische und körperliche Leiden und hartes inneres Ringen, doch ohne jene romantischen Katastrophen oder wunderbaren Geisteswandlungen, wie sie bei außergewöhnlichen Männern nicht selten vorkommen und ein besonders lebhaftes Interesse zu erwecken pflegen. Am 18. Oktober 1815 als siebentes Kind eines reformirten Pfarrers in Lübeck geboren, besuchte er das dortige, als Gymnasiallehranstalt noch jetzt hochangesehene Catharineum, studirte von 1835—36 in Bonn, dann bis 1838 in Berlin Theologie und Philologie, allmählich zu letzterer ausschließlich sich hinneigend, und war von 1838 bis 1840 Hauslehrer beim Fürsten Katakazi, dem russischen Gesandten in Athen. Von 1840—52 lebte er, auf jede feste Anstellung verzichtend, um sich ganz der Dichtkunst widmen zu können, meist in Lübeck; doch wurde dieser Aufenthalt durch häufige, mit längeren Stationen ver-

bundene Reisen in verschiedene Gegenden Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs unterbrochen. Fast ein Jahr lang, von Pfingsten 1841—42, genoß er die Gastfreundschaft des Freiherrn Carl von der Malsburg auf Escheberg in Kurhessen, mit Studien der spanischen Sprache und Literatur, zu denen ihn die Ordnung der dortigen Bibliothek veranlaßte, beschäftigt. Dann wurde ihm seine freie künstlerische Existenz erleichtert durch eine jährliche Pension von 300 Thalern, die ihm König Friedrich Wilhelm IV, durch den in Lübeck angesiedelten feinen Kunstkenner Freiherrn von Rumohr auf die patriotischen Lieder des Dichters aufmerksam gemacht, von Weihnacht 1842 an auf Lebenszeit verlieh. 1843 war er mit Freiligrath in St. Goar am Rhein; 1844 in Württemberg, dann wieder in Lübeck. Von Johannis 1848 bis ebendort 1849 unterrichtete er für meinen Vater, der Abgeordneter im Frankfurter Nationalparlament war, am Lübecker Catharineum: Interpretation antiker Dichter und deutsche Literaturgeschichte, für seine spätere Production nicht ohne Wichtigkeit. Die nächsten zwei Jahre genoß er meist den Umgang oder die Gastfreundschaft des Fürsten von Carolath-Beuthen, den er im Seebade Heringsdorf kennen gelernt hatte und in dessen Hause er die Nichte und spätere zweite Gemahlin des Fürsten, Alma von Fircks, traf, die den mächtigsten und nachhaltigsten Einfluß auf

seine dichterische Entwicklung ausgeübt hat und ihm in unwandelbarer Freundschaft treu geblieben ist bis an seinen Tod. Unerwartet erhielt er dann im Januar 1852 vom Könige Max von Bayern, der selbst als Dilettant dichtete und Geibel aus seinen Werken schätzen gelernt hatte, den Ruf in eine Ehrenprofessur der Literaturgeschichte und Poetik an der Universität München, mit einem Anfangsgehalt von 800 fl. Geibel, der sich am 20. November 1851 mit der siebzehnjährigen Amanda (oder Ada) Trummer aus Lübeck, Tochter des Advokaten Trummer und der einst als Schauspielerin bekannten Caroline Kupfer verlobt hatte, nahm den Ruf an und las einige Jahre in München mit Eifer und Erfolg. Dort erhielt er auch, außer den oben erwähnten Orden, von dem Könige, der ihm stets gleich freundlich gesinnt blieb, den persönlichen Adel und dadurch eine entsprechende Stellung am Hofe. Als aber seine junge Frau nach Geburt eines Töchterchens zu kränkeln begann und ihm nach kaum dreijähriger Ehe, am 21. November 1855, durch den Tod entrissen ward, nahm ein Unterleibsleiden, an dem er in Folge einer verfehlten Cholerakur schon seit fast einem Jahrzehnt litt, eine Darmverengung, so zu, daß er um Erleichterung seiner Pflichten einkommen mußte, wenn er nicht ganz die Kraft und Muße zu dichterischer Produktion verlieren wollte. Mit großer

Liberalität gestattete ihm der König, die Sommersemester stets fern von München zuzubringen. Bald aber gab der Dichter auch die privatissime im Winter gelesenen Kollegien über Metrik und Poetik auf und verweilte seit 1859 jährlich nur noch wenige Herbst- und Wintermonate in München, um an den wissenschaftlich-ästhetischen Gesellschaftsabenden des Königs, den sog. Symposien, sowie den Sitzungen des Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst theilzunehmen. Hieran änderte auch der Thronwechsel am 10. März 1864 nichts. Die freie Zeit aber verbrachte der Dichter nach und nach fast ausschließlich wieder in Lübeck, wohin ihn die Erinnerungen der Kindheit wie der Brautzeit zogen. Im Oktober 1868 endlich löste er in Folge des Konfliktes, in den seine preußisch-deutsche Gesinnung zu der damals am bayrischen Hofe zeitweilig herrschenden particularistischen Strömung gerathen war, seine Münchener Stellung ganz, und erhielt zum Ersatz für sein dortiges, inzwischen auf 1400 fl. gestiegenes Gehalt, vom preußischen Könige ein jährliches Wartegeld von 1000 Thalern mit der Aussicht auf eine erledigte Professur, an deren Antritt er freilich bei seinen geschwächten Gesundheitsverhältnissen nicht mehr denken konnte. Diese zwangen ihn auch, die wiederholten ehrenvollen Einladungen und Anerbietungen des Großherzogs von Sachsen-Weimar abzulehnen. Am 17. November desselben Jahres verlieh ihm dann seine Vaterstadt

das Ehrenbürgerrecht, das am 9. Dezember durch Fackelzug und Festmahl gefeiert wurde, und von da an lebte er in Lübeck, still und zurückgezogen, selten eine kleinere Reise wagend, von seiner Nichte Bertha, der Tochter seines Bruders Carl, gepflegt, da seine inzwischen herangewachsene Tochter sich am 22. Mai 1872 in Lübeck selbst sehr glücklich verheirathete. An sechs Enkeln, deren ältester nach ihm Emanuel heißt, und an einer Enkelin, nach der Großmutter Ada genannt, konnte er sich noch erfreuen. Seine ganze Kraft und Muße aber widmete er, soweit ihm die zunehmende Krankheit es gestattete, der Dichtkunst, thätig bis zum letzten Augenblicke, ein ernster, würdiger Priester der Musen. Ein schweres Nerven- und Herzleiden, das sich aus dem alten Uebel entwickelt hatte, setzte endlich, nach etwa einjährigem Siechthum und wiederholten schlagartigen Anfällen seinem Leben ein Ziel. Die Glocken des Palmsonntags, die er einst in einem seiner schönsten Gedichte verherrlicht hatte, tönten, Frieden und Seligkeit verkündend, über das Sterbelager des gottbegeisterten Sängers hin.

Geibel hat das Glück gehabt, eine zu Weihnacht 1883 bei Cotta erschienene Gesammtausgabe seiner Werke in acht Bänden noch selbst zu ordnen und vollendet zu schauen. Gleichzeitig erlebten seine ersten Gedichte die hundertste Auflage, wenn auch die von der Cottaschen

Buchhandlung vorbereitete kostbare Jubiläumsausgabe nur noch auf seinen Sarg gelegt werden konnte. Geibel hat fünf Bände lyrischer Gedichte veröffentlicht, reine und volle Selbstbekenntnisse, welche die Erlebnisse, Gefühle, Anschauungen und Bestrebungen seiner verschiedenen Lebensalter aufs reichste und treuste wiederspiegeln: zuerst die „Gedichte“, bei Alexander Duncker in Berlin 1840 erschienen und später mit einem Liede Clara Kugler, der Gattin des bekannten Kunsthistorikers und Schwiegermutter Paul Heyses, gewidmet; dann die „Juniuslieder“, schon bei Cotta 1848 gedruckt, so von ihm benannt in Gegensatz zu jenen ersten, dem Mai des Lebens entsprossenen Liedern; ferner die 1856 veröffentlichten und später der Fürstin Carolath gewidmeten „Neuen Gedichte“, die, wie Dantes Vita nuova, ein neues künstlerisch verschöntes Leben schildern und mit dem kurzen Liebesglück seiner Ehe schließen, das nur zu bald in Trauer und Tod untergehen sollte. So führt denn der vierte Band 1864 bereits den Titel „Gedichte und Gedenkblätter“, voll männlich ernster Betrachtungen und wehmüthiger Erinnerungen; und ihm folgten, nach längerer Pause, 1877 die „Spätherbstblätter“, daran mahnend, daß allgemach auch sein Lebensweg ins dürre, ins verwelkte Laub gerathen war, aber eine reiche Nachlese älterer, inzwischen voll ausgereifter Gedichte enthaltend und zeigend, daß, wie unter dem

vergilbten Weinlaube einzelne köstliche Trauben im beginnenden Froste nur süßer auskochen, so auch in ihm das herannahende Greisenalter noch manches feurige, mächtige Lied zeitigen ließ. — Eine Anzahl religiös-patriotischer Lieder hatte Geibel bereits 1842 unter dem Titel „Zeitstimmen" bei Asschenfeldt in Lübeck erscheinen lassen; seine gesammten politischen Dichtungen aber vereinigte er in den „Heroldsrufen" 1871 (bei Cotta), die, einzig in ihrer Art, ihn auf der vollen Höhe seiner Zeit und seines Ruhmes zeigen. Mit unerschütterlicher Treue hatte er von früher Jugend an das Ideal des preußisch-deutschen Kaiserthums, das, in ruhmvollen Kriegen gegründet, in frommer, sittlicher, aber protestantisch freier Gestaltung sich entwickeln sollte, festgehalten und sich durch keinen Rückschlag, keine Enttäuschung, kein Parteigetriebe, keine Leidenschaft der Gegenwart von der edlen großen, unbefangenen, rein patriotischen Auffassung der jedesmaligen Lage und allgemeinen Aufgabe des Vaterlandes, noch von der unentwegten Hoffnung auf Erreichung des Zieles abbringen lassen, so daß er bei jener Sammlung nichts zu verschweigen, nichts zurückzunehmen, nichts hinzuzufügen hatte. Nicht nur, wie er selbst bescheiden sich nennt, ein Herold, ein wahrer Prophet des deutschen Reiches ist er gewesen, der mit gottgelöstem Auge die Zukunft schaute und, wie die Glocke mit reinem Himmels-

klange aus der Höhe die Erdenschicksale widerhallt, so seinerseits die tief innerste patriotische Bewegung jeder Zeit bald wehmüthig klagenden, bald sehnsuchtsvoll anschwellenden, bald laut und wild hinstürmenden Klanges, stets mächtig und melodisch zurücktönte.

Wenn so in die Lyrik Geibels Hauptthätigkeit aufging und in ihr seine größte Kraft lag, so ist er doch auch ein bedeutender Dramatiker gewesen, der wenigstens einmal den von unserm Kaiser gestifteten großen dreijährigen Schiller-Preis für das schönste und wirksamste deutsche Bühnenwerk erhalten hat. Schon 1844 erschien bei Cotta die König Friedrich Wilhelm IV gewidmete Tragödie „König Roderich“, den Untergang des spanischen Westgothenreichs durch die Araber schildernd, voll lyrischer Schönheiten, aber noch ohne Bühnenerfahrung. Im Jahre 1846 schrieb er für Mendelssohn den erst 1861 bei Rümpler in Hannover gedruckten und dem Andenken des Meisters gewidmeten dreiaktigen Text zur Oper Loreley, bei weitem den schönsten Operntext, den wir besitzen, dessen Composition aber durch Mendelssohns jähen Tod im kräftigsten Mannesalter unvollendet blieb, für den Dichter eine herbe Enttäuschung. Zwar haben sich später manche andere Musiker an das Werk gewagt und Max Bruchs Composition 1864 hat mehrere Aufführungen erlebt, aber dem Mendelssohnschen Torso ist

auch sie nicht nahe gekommen. Die Frucht von Geibels eingehenden Docentenstudien und reicher in München erworbener Bühnenkenntniß war die 1857 bei Cotta erschienene „Brunhild“, sein mächtigstes und gewaltigstes Werk, in dem er seine an sich weiche Natur bis zur äußersten ihm möglichen Grenze heroischer Kraft steigerte, ein Werk, das bei guter Darstellung der Titelrolle, wie durch die Janauschek und Bethge-Truhn, auf fast allen größeren Bühnen Deutschlands bedeutenden Erfolg erzielt hat. Noch vollendeter in der Anlage, feiner in der Durchführung und glänzender in der Sprache ist die Tragödie „Sophonisbe“, 1866 zuerst durch den Intendanten Gustav zu Putlitz in Schwerin auf die Bühne gebracht und 1870 mit einer Widmung an Letzteren gedruckt. Für sie erhielt Geibel den Schiller-Preis und vom Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Wenn auch der im karthagischen Afrika gegen Ende des zweiten punischen Krieges spielende Stoff uns ferner liegt, so hat sich das Stück doch, besonders in der vollendeten Darstellung der Titelrolle durch die Otto-Martineck, als höchst bühnenwirksam erwiesen und viele Aufführungen erlebt. — Ein kleineres zweiactiges Lustspiel nach einer italienischen Novelle, in der einem dicken Bildschnitzer eingeredet wird, er sei eigentlich ein berühmter Componist, harmlos heiter, voll

leichter, feiner Scherze, doch nicht ohne tiefern psychologischen Hintergrund, schrieb Geibel 1847, unter dem Titel „Die Seelenwanderung“, zu einer dilettantischen Aufführung der Freunde unseres Kronprinzen für seines Vaters, des damaligen Prinzen von Preußen, Geburtstag; eine Aufführung, die kurz vor den Märztagen 1848, ohne Ahnung der bevorstehenden Katastrophe, wiederholt wurde. Umgearbeitet erschien das Stück unter dem neuen Titel „Meister Andrea“ 1855 bei Cotta und wurde am 13. Februar desselben Jahres unter Dingelstedts Leitung zuerst in München öffentlich aufgeführt, mit großem Erfolg, der besonders der trefflichen Darstellung der Titelrolle durch Jost verdankt wurde. Bei jenen früheren Aufführungen hatte der Kronprinz selbst den Anstifter des lustigen Scherzes, den Maler Buffalmaco, gemacht. Als letztes dichterisches Werk Geibels erschien noch 1882 zu Schwerin bei Hildebrand ein sogenanntes dramatisches Sprichwort „Echtes Gold wird klar im Feuer“, einactig, eine Bühnenerinnerung aus dem Jahre 1871 enthaltend, den Verzicht einer Schauspielerin auf die Liebe eines Prinzen zu Gunsten der Kunst, edel, fein und von meisterhafter Durchführung.

Von den zahlreichen sonstigen Bühnenstoffen, die den Dichter fast unablässig beschäftigten, hat er einige Scenen „Heinrichs I des Vogelstellers“ und das Vorspiel

der „Albigenser“, die Jagd von Beziers, publicirt; ebenso vier Lieder aus einer komischen Oper „Der Rattenfänger“. Reiche Scenare und einzelne Fragmente müssen sich noch von vielen Trauer- und Lustspielen in seinem Nachlasse finden, wie von „Alarich und Stilicho“, „Heinrich IV (von Deutschland)“, „Constanze von Sizilien“, dem „falschen Woldemar“, „Christian II von Dänemark“, von einem Lustspiel „Gudrun“, einem Liederspiel „Der deutsche Michel“ u. s. w.

Größere Epen hat Geibel nicht zu Ende geführt: ihm schwebte für das Epos der Gegenwart als Ideal Byrons „Don Juan“ vor, und er entwarf einen verwandten Plan in seinem „Julian“; aber seine ganze Weltauffassung und sein Charakter widerstrebten einer so scheulosen Zergliederung und rücksichtslosen Darstellung menschlichen Thuns und Empfindens, wie das moderne Epos sie verlangt, durchaus; auch fehlte ihm die breite Welterfahrung und Anschauungsfülle, wie der unermüdlich sprudelnde Witz und Humor des großen Britten. Die Ansätze und einzelnen Versuche, wie der Berliner „Clotar“, das „Fragment“ (vom Hamburger Brande), die russische Geschichte „Valer und Anna“ hat er unter die lyrischen Gedichte gesteckt; ebenso die kleineren selbständigen epischen Dichtungen, die ihm auf außerordentliche Weise glückten, wie der „Morgenländische Mythus“ aus 1001 Nacht,

auch in besonderer illustrirter Prachtausgabe erschienen, das altnordische Lied von „König Sigurds Brautfahrt“, die neugriechische „Blutrache“, das russische „Mädchen vom Don“.

Der rastlose Fleiß und das ununterbrochene Streben nach Vervollkommnung des dichterischen Ausdrucks zeigt sich bei Geibel noch besonders darin, daß er die Zeiten, wo seine Muse durch körperliches oder seelisches Leid oder sonstige Unrast am selbständigen Schaffen verhindert war oder nach außerordentlichen Anstrengungen der Erholung bedurfte, zu poetischen Uebersetzungen mannigfacher Art benutzte. So hatte er schon 1839 in Athen mit seinem Freunde Ernst Curtius der Königin Amalie von Griechenland ein Heft „Classischer Studien“ gewidmet, das 1840 in Bonn gedruckt ward. Die Frucht seiner Escheberger Studien waren die „Spanischen Volkslieder und Romanzen“, 1843 bei Al. Duncker in Berlin erschienen und Freiligrath gewidmet. 1832 gab er dann mit Paul Heyse das reizende „Spanische Liederbuch“ mit einem Anhang altprovençalischer Troubadourgesänge heraus. 1860 folgte der größere „Romanzero der Spanier und Portugiesen“, gemeinsam mit einem andern Münchner Freunde, dem Dichter und Kunstkenner Adolf Friedrich Grafen von Schack, bearbeitet. Dann wandte er sich der französischen Lyrik zu, und publicirte mit dem

jüngeren Heinrich Leuthold 1862 „Fünf Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution an“, zu denen die Gesammtausgabe eine Nachlese bis hinab auf den jüngst in die Akademie aufgenommenen Coppée bietet. Von den englischen Uebersetzungen aus Milton, Byron, Tennyson, Thomas Hood, zu denen er besonders durch einen Vortrag, den er bei einem Symposion des Königs Max hielt, angeregt ward, ist kaum etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen. In seinen spätern Jahren kehrte er zu den Uebersetzungen aus dem Alterthum zurück, und das zuerst 1875 erschienene „Classische Liederbuch“ hat in wiederholten Auflagen eine stets wachsende Zahl geistvoll und in musterhafter Sprache wiedergegebener griechischer und römischer Dichtungen gebracht. Als Sammelwerk erschien 1862 unter Geibels Leitung das „Münchener Dichterbuch“, mit Beiträgen fast aller damals dort lebender Dichter, besonders der jüngeren Talente, die er in seinen Vorlesungen und in privater Nachhülfe mit Liebe und Aufopferung herangezogen hatte, ein ehrenvolles Denkmal des in der bayrischen Hauptstadt durch ihn geweckten poetischen Lebens. Der Plan einer Wiederholung 1865 scheiterte an seiner immer länger werdenden Abwesenheit von München und dem dadurch beförderten Auseinandergehen des Dichterkreises, der in dem berühmten „Club der Krokodile“ seinen Mittelpunkt

hatte. — Ein großartiges Zeugniß der weisen Selbstbeschränkung Geibels ist es, daß er keinerlei künstlerische Prosa geschrieben hat, nicht einmal die kleinste Novelle, auch keine Reise- oder Tagebuchskizzen, keine Feuilletonbriefe oder -Artikel, keine Kritiken. Er wollte ein reiner Dichter sein und verschmähte jede poetisch-prosaische Zwitterform, wie denn selbst von seinen Dramen nur das ursprünglich gar nicht zur Publication bestimmte Gelegenheitsgedicht „Meister Andrea" in Prosa geschrieben ist. Auch behauptete er, die künstlerische Ausbildung der ungebundenen Rede in seiner Jugend nicht hinreichend gepflegt zu haben und daher nicht im Stande zu sein, gute Prosa zu schreiben. Doch wird dies durch einzelne Prosastücke, die er gezwungen verfaßte, wie den Brief vom 19. Oktober 1860 an den König Ludwig II von Bayern, in dem er seine Stellung kündigte, wie durch manches Stück seiner Correspondenz widerlegt.

Was nun meine persönlichen Berührungen mit Geibel betrifft, so sah ich ihn schon während meiner Schulzeit 1840—48 häufig im Hause meines Vaters, des Professors am Catharineum, Stadtbibliothekars und hanseatischen Geschichtsforschers Ernst Deecke, den er als Lehrer und älteren Freund hochschätzte und nach seiner Rückkehr aus Griechenland oft und gern besuchte. Der damals fünfundzwanzigjährige junge Mann war von hinreißender

Liebenswürdigkeit und wenn auch nicht so schön, wie später Paul Heyse, doch anmuthig und interessant. Das edelgeformte Antlitz mit regelmäßig gebildeter Nase war umrahmt von einer Fülle kastanienbrauner, etwas gelockter Haare, und dieselbe Farbe zeigte der dichte Knebel- und Kinnbart, der den ausdrucksvollen Mund ein wenig verdeckte; aber unter den buschigen, vorspringenden Brauen blitzte ein leuchtend blaues Augenpaar hervor, kindlich rein und treu, voll echter Herzensgüte, aber auch leicht auflodernd in Zornesgluth und dann wahre Flammen entsendend; denn Geibel war cholerischen Temperaments, erregbar im höchsten Grade. Seine Gestalt war nicht groß, aber ebenmäßig gebaut, mit kleinen Händen und Füßen, elastisch in allen Bewegungen. Ich weiß noch, wie er einmal in spätern Tagen auffuhr, als er treuherzig gesagt hatte: „Ja, in meiner Jugend, da war ich ein Titane!“ und wir, im Hinblick auf seine nicht eben große Gestalt, lächeln mußten. Daß er aber ursprünglich von sehr kräftiger Constitution war, zeigt das fast vierzigjährige Ringen mit der furchtbaren Krankheit, die ihn heimsuchte und erst nach schwerstem Todeskampfe überwand. Damals aber, in der Jugend, war er lebhaft und feurig, gesellig und übermüthig. Er spielte mit uns Knaben in Garten und Hinterhaus Räuber und Soldat und Festungsstürmen; er saß sehr gern beim

Weine, sang mit kräftiger wohltönender Baritonstimme, besonders Volkslieder, wie sie mein Vater sammelte und auf dem Piano begleitete. Er las auch prächtig vor, besonders seine eigenen Dichtungen, und unwiderstehlich war sein Lachen, wenn es so recht aus Herzensgrunde, voll inneren Wohlgefühls, hervortönte. Er konnte auch gegen Damen sehr liebenswürdig sein, und wurde seinerseits oft durch ein Wort, einen Blick, eine Aufmerksamkeit gewonnen. Als echter Dichter aber konnte er auch Wochen lang die Einsamkeit aufsuchen und allen Umgang meiden; gewaltsam herausgerissen, blieb er dann auch in Gesellschaft stumm und einsilbig und war nicht selten recht unfreundlich, zumal wenn ihm unsympathische Personen zugegen waren oder ihm sonst etwas nicht behagte, eine Eigenthümlichkeit, die mit den Jahren, der Krankheit, den Leiden zunahm und den Umgang mit ihm, außer für die vertrauten Freunde, oft sehr erschwerte. Damals war er noch dazu anfangs recht schwer getroffen durch den Bruch seiner Jugendliebe. Geibel ist in Folge seines feurigen Temperaments, seiner lebhaften Phantasie, seines guten Herzens, wie wohl auch in Folge der ihm und seinem Ruhme überall entgegengebrachten Verehrung und Huldigung oft genug verliebt gewesen, nicht selten mit Leidenschaft, aber er pries es in seinem Alter als ein besonderes Glück, daß er sich nie zu einer unedlen oder

unschönen Handlung habe hinreißen lassen, so daß er ohne Reue mit reinem Gewissen auf seine Jugend zurückschauen könne. Es liegt mir die Aufzeichnung einer Aeußerung von ihm aus dem Jahre 1865 vor: „ihm sei bei der Liebe, trotz aller Leidenschaft, die seelische Erregung allemal das Ueberwiegende und Bestimmende gewesen: so sei er vor Schuld bewahrt worden, und manches schwierige Verhältniß habe sich später zur reinsten und innigsten Freundschaft verklärt, die durch die Erinnerung an den einstigen Rausch der Neigung und den in Selbstüberwindung errungenen Sieg noch einen besonderen Zauber bewahrt habe." Auch das mehrere Jahre wiederholte vertraute Verhältniß zu einer schönen und vielgefeierten Schauspielerin, das er als Wittwer hatte, gipfelte in der versuchten Erweckung ihres schlummernden Talentes, wie es Paul Heyse so schön in seinem „Kreisrichter" wiedergespiegelt hat. Zum ersten Male, erzählte Geibel, sei er, wie Dante und andere berühmte Männer, schon in seinem neunten Jahre verliebt gewesen, ohne sich natürlich seines Gefühls bewußt zu werden. Nur erinnere er sich, daß er, als die junge Dame, die bei seinen Eltern zum Besuche gewesen, Abschied genommen, er den Thürgriff geküßt habe, auf dem ihre Hand zuletzt geruht. Ueber seine Jugendliebe, der wir einen großen Theil seiner schönsten Gedichte verdanken, erzählte er uns am 6. No-

vember 1863: „es sei an jenem Tage gerade dreißig Jahre her, daß sie in ihm aufgeflammt sei. Schon einige Tage vorher sei ihm, dem achtzehnjährigen, auf der Straße ein schönes junges Mädchen begegnet, in grauem, blauseiden gefüttertem Mantel und braunem Velbelhut, blond und blauäugig, von reizendem Gange, die einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er die Nacht von ihr geträumt habe, und daß er sie küsse. Als er dann am 6. November mit seiner Mutter bei Bekannten einen Gratulationsbesuch zu einer Verlobung machte, öffnete sich plötzlich die Thür, jenes junge Mädchen trat herein, und es ergab sich, daß es die Schwester der Braut war. „Wir Beide", erzählte er, „wurden sogleich sehr verlegen und plötzlich loderte in meiner Brust die erste Liebe in voller Gluth empor, um nie wieder zu erlöschen. Von einer Einladung, bald wiederzukommen, machte ich nach einer Woche Gebrauch und ging am Abend hin. Die Lampe brannte einsam im Gemach und am Fenster saß auf einem erhöhten Tritt das Mädchen und wickelte Garn ab. Bei meinem Eintritt aber leuchtete eine so glänzende Freude über ihr Gesicht, daß ich erkannte, ich sei wiedergeliebt. Nun begann eine selige Zeit." — Dies junge Mädchen, die Muse seiner Jugend, war Cäcilie Wattenbach, eine Schwester des Professors Wattenbach in Berlin und Schwägerin des früheren Frankfurter und Hamburger

Gymnasialdirektors Johannes Classen. Geibel blieb, wie er uns wiederholt versichert hat, dieser Liebe sieben Jahre treu, während seiner ganzen Studenten- und griechischen Zeit. Nicht diese Epoche der Trennung lebte daher in seiner Erinnerung im hellsten Glanze, sondern jenes letzte Jahr der Schulzeit. Als er aber 1840 heimkam, blieb das entscheidende Wort, wie er in einem bekannten Gedichte so rührend klagt, unausgesprochen. Er hatte der Geliebten noch nichts zu bieten, ihn selbst lockte ein freies Dichterleben, ja er galt in den Augen der alten lübschen Bürger fast als eine Art verlorenen Sohnes. Wenn er im sammtnen Schnürrock mit rothem Fez summend durch die Straßen zog, schüttelten sie hinter ihm her die Köpfe und bedauerten den Vater, daß er an dem Sohne ein solches Leid habe. Ja, noch in späterer Zeit, als der Dichter schon so berühmt war, daß ein Rheder nach ihm sein Schiff „Emanuel Geibel" nannte, soll bei der Taufe desselben die Aeußerung gefallen sein: „Wat sall dat? He is nix, he hätt nix und he makt nix!" Damals aber, als er, noch gänzlich unberühmt, nach einem Verleger für seine ersten Gedichte suchte, waren natürlich derjenigen, die an seinen dichterischen Genius glaubten, wenige, und besonders in der Vaterstadt, die ihn hatte aufwachsen sehen wie andere Kinder und in der ja, nach altem Spruche, der Prophet nichts gilt. Aber der junge Dichter quälte

sich auch selbst mit bangen Zweifeln, ob er seine Existenz auf sein Talent werde gründen können. Als daher die Familie der Geliebten seine Annäherungsversuche abwehrte und auch sie selbst ihm keine Aufmunterung zukommen ließ, zog er sich scheu zurück. „Dennoch", sagte er, „sei er wie zerschmettert gewesen, als in Folge eines Familienrathes ihm formell angezeigt wurde, das Verhältniß gelte als abgebrochen." Lange konnte er sich von dem Schlage nicht erholen, dann aber strebte er aus der Heimath fort, und erst in Escheberg, wo ihn in reizender Umgebung die liebenswürdigste Gastlichkeit und die heiterste Geselligkeit umfing und wo sich sein Schmerz in rührenden Liedern entlud, fand er die Gemüthsruhe und Heiterkeit, deren er zu seinen dichterischen Schöpfungen bedurfte, wieder, und die Anerkennung König Friedrich Wilhelms IV, die ihn der dringendsten Sorgen enthob, entschied ihn definitiv für den Dichterberuf. Die Escheberger Zeit lebte ihm daher als zweite Glanzzeit seiner Jugend in treuster Erinnerung, wie viele seiner Gedichte bis in die späteste Zeit hinein zeigen und wie er es uns noch im Dezember 1864 schrieb, als er mit inniger Freude in München eine Tochter jenes gastlichen Hauses, Henriette Gräfin Holnstein, angetroffen und alte Erinnerungen mit ihr ausgetauscht hatte. Cäcilie blieb unvermählt; sie siedelte später nach Heidelberg über und freute sich still an dem wachsenden

Ruhm des Geliebten. Nach 26 Jahren, am 11. und 13. April 1866, sahen sich die Beiden in Lübeck wieder und erst jetzt konnten sie sich über das, was sie damals getrennt hatte, aussprechen. Noch diese Begegnung regte den Dichter sehr auf, aber da Cäcilie versicherte, ihm nie gezürnt und sein Andenken stets heilig gehalten zu haben, schieden sie voll versöhnt. Sie ist dann noch vor dem Dichter gestorben.

In der zweiten Hälfte der vierziger Jahre kam Geibel am häufigsten zu meinem Vater, in der Regel unangemeldet, des Abends. Wir saßen dann meist zu dreien in meines Vaters engem Arbeitszimmer um einen kleinen am Fenster stehenden Tisch: er aß oft noch einen Bissen, dann wurde Rheinwein aufgetragen und es hieß: „Nun, Emanuel, was hast Du mitgebracht?“ Dann las er seine neusten Gedichte vor, bisweilen erst halb fertig, sprach von seinen Plänen, seinen inneren Kämpfen, seinen Reisen. Einen großen Theil der in den „Juniusliedern“ enthaltenen Lieder habe ich so aus erster frischer Hand gehört, und meine Ehrfurcht und Begeisterung für den Dichter war damals so groß, daß, als meine Mutter mich, den Primaner, eines Abends aufforderte, in kleinem Kreise ein paar Gedichte Geibels vorzulesen, ich mich nicht dazu entschließen konnte, indem das lähmende Gefühl mich überfiel: so wie sie gelesen werden müßten und wie

er selbst sie las, könne ich sie doch nicht lesen. Bisweilen mußte auch mein Vater aus seinen eigenen Gedichten vorlesen; zu Zeiten brachte Emanuel seinen jüngern Bruder Conrad, einen tüchtigen Musiker, mit, oder es wurde dieser und jener Freund geholt, wie der später als hansischer Geschichtsforscher bekannt gewordene Professor Mantels. Im Sommer saßen wir im Garten oder im Gartensaal, in dem ein Piano stand, und es wurde in die Wette gesungen und extemporirt, denn Letzteres verstand Geibel meisterhaft, noch bis in späte Zeiten. Er zwirbelte sich dann gewissermaßen die Verse aus seinem Kinnbart heraus, oft höchst kunstvoll und mit überraschenden Wendungen, zu lautem Jubel der Zuhörer. So ist unter andern bei einer Gesellschaft im Hause des Consuls Nölting in Lübeck das bekannte Lied „vom lustigen Musikanten am Nil" entstanden. Nur selten war Geibel oben im Salon in größerem Kreise, denn schon damals wollte er es nicht leiden, wenn die Damen beim Vorlesen seiner Gedichte Handarbeit machten oder gar plauderten. In späterer Zeit konnte er dann recht unartig und sogar grob werden, ja plötzlich abbrechen. Vortrefflich las er classische Dramen mit vertheilten Rollen, wozu sich in Lübeck stets ein erlesener Kreis gefunden hat: dergleichen war stets ein weihevoller Act und wurde sehr ernst genommen; besonders glänzend

las dabei seine spätere Schwiegermutter. Auch an den Schüleraufführungen, die wir damals unter Leitung des Directors Jacob hatten, betheiligte er sich: so an den „Fröschen" des Aristophanes und Jacobs Tragödie „Octavia". In vollem Sturm der Begeisterung aber war er 1847 bei dem großen norddeutschen, eigentlich schleswig-holsteinschen Sängerfest, und bei der kurz darauf in Lübeck stattfindenden Germanistenversammlung, auf der sich wirklich die damalige Elite der deutschen Geister traf, und oft später pries er, im Gegensatz zu den folgenden Jahren, jene Zeit als die der reinsten und edelsten politischen Hoffnungen und Bestrebungen, die ihn für viel Trauriges schadlos gehalten und für viel kommendes Leid gekräftigt habe. Ich werde nie den einen Abend vergessen, wo er damals mit einer Reihe bedeutender Männer bei uns war und sich in begeisterter, patriotischer Rede ergoß, die, wenn er hinreichend erregt war, ihm gewaltig vom Munde strömte.

Die folgenden Jahre, wo ich auf der Universität war, 1848—53, während der Carolather Zeit und seiner Ehe sah ich ihn nur selten, in den Ferien; auch später, als er verwittwet und ich noch unverheirathet war, trafen wir uns nicht oft, zumal er in dieser Zeit auch im Sommer nur vorübergehend in Lübeck und dann oft recht leidend und gedrückt war. Sein lebhafteres Interesse

erweckte ich erst, als ich ihm den Versuch einer Behandlung der Nibelungen in serbischen Trochäen gab. In Folge der daran geknüpften Unterhaltungen und der erwachenden Erinnerungen wünschte er, wir möchten uns häufiger sehen, er sei oft so einsam und ohne Anregung. In der That waren damals trübe Zeiten für ihn. In München lebte er wieder als Junggeselle im verödeten Hause; in Lübeck hatte er zwei einzelne Zimmer im Hause der Räthin Duroi, der Großmutter des in den letzten Reichstagsdebatten mehrfach erwähnten Generalkonsuls Dr. Krauel, ohne eigene Wirthschaft. Die Mahlzeiten nahm er bei seinem Schwager Dr. Reuter ein, in dem kinderreichen Hause eines vielbeschäftigten Arztes, wo auch sein Töchterchen aufs liebevollste untergebracht war. Größere Geselligkeit verbot ihm sein körperliches Leiden: nach fieberhaften, oft schlaflosen Nächten litt er Morgens heftige Schmerzen, so daß er in der Regel bis Mittag einsam bleiben mußte. Nachmittags holten wir uns dann zu stundenlangen Spaziergängen ab, brachten auch wohl einen Abend im Rathskeller oder auf der anmuthig vor dem Thore gelegenen, von ihm in einem eigenen Gedichte verherrlichten „Lachswehr" zu. Bei dieser Gelegenheit will ich einen weit verbreiteten Irrthum erwähnen, als ob nämlich der große Erfolg seiner Dichtungen den Dichter materiell günstig gestellt hätte. Auch in der Zeit

seines höchsten Ruhmes lebte er von den 1300 Thalern Gehalt, die er vom Könige von Preußen bezog; der Ertrag seiner sämmtlichen Werke reichte, wie er oft scherzend sagte, nur gerade hin, um seinen Wein und einen einfachen Sommeraufenthalt in Schwartau oder Travemünde zu bezahlen. . Freilich war er sehr großmüthig gegen nothleidende junge Talente und gab ganz im Stillen, soviel er vermochte. Erst die Gesammtausgabe seiner Werke brachte ihm ein sicheres Capital. Dennoch hat er stets jede fremde Hülfe verschmäht und seinen Stolz darein gesetzt, frei und unabhängig zu bleiben, ohne je zu dichten oder zu schreiben um des bloßen Geldes willen. Wie selten konnten sich Zeitschriften rühmen, einmal ein Gedicht von ihm zu bringen! Er schickte nur, was er gerade fertig hatte und für durchaus geeignet hielt, ja, außer, wo er eine politische Wirkung beabsichtigte, eigentlich nur aus Gefälligkeit. Aufforderungen zu Festgedichten waren ihm durchweg peinlich und wurden meist abgelehnt. Wo er sie dennoch versuchte, wie bei der hiesigen Universitätseröffnung, gelangen sie ihm nicht immer nach Wunsch.

Intimer wurde unser Umgang erst, als ich selbst ihm eine Häuslichkeit bieten konnte, in der er sich wohl fühlte. In den Jahren 1863—69 sahen wir uns, solange er in Lübeck war, fast täglich, oft zwei-, dreimal am Tage.

In der Regel sprach er schon bei seinem kleinen Vormittags-Spaziergange ein; Nachmittags machten wir zusammen einen längeren Gang, bei jedem Wind und Wetter; zwei oder drei Nachmittage der Woche brachten wir ganz zusammen im Freien zu; Abends um 10 Uhr pochte er auch noch oft an unsere Fensterladen, kam auf unsern Ruf herein und blieb in der Regel bis nach Mitternacht. Außerdem hatten wir jede Woche einmal ein gemeinsames Abendessen, in den ersten Jahren stets bei uns, wobei er den Wein lieferte; später als er sich mit seiner Nichte Bertha eine eigene schöne Häuslichkeit eingerichtet und seine Tochter zu sich genommen hatte, abwechselnd bei ihm und bei uns. Da wurde denn immer beiderseits das neu Gedichtete vorgelesen, denn durch ihn angeregt verstieg auch ich mich damals zu allen Arten Dichtungen, bis zur Tragödie, die er stets mit großer Geduld und vieler Milde anhörte, mich auch nicht zurückhielt, als ich beim Abschied von Lübeck ein Bändchen „Heimathklänge“ herausgab. In jenen Jahren haben wir fast jedes einzelne Stück der in den „Gedichten und Gedenkblättern“ enthaltenen Dichtungen entstehen sehen, durchgesprochen, zuerst vorlesen hören. Nach der Handschrift meiner Frau ist der ganze Band gedruckt. Viele Stoffe habe ich ihm damals herbeigeschafft, antike, orientalische, nordische, bretonische, denn ein Dichter ist immer „stoffhungrig“;

zu den Oden und Distichen, zu den Uebersetzungen aus dem classischen Alterthum, zu den Erinnerungen aus Griechenland gaben meine philologischen und literarischen Studien den Anstoß; mit außerordentlichem Eifer verfolgten wir die Politik und erörterten alle Tagesfragen in stundenlangen Gesprächen, bis sich die Anschauung der augenblicklichen Lage des Vaterlandes in ihm zu einem jener glänzenden Gedichte verklärte, die er wie Blitze in die Welt hinausschleuderte. In den mir vorliegenden Notizen finde ich schon am 20. November 1863 die Bemerkung: „Geibel kam Abends um 10 Uhr und die Herren politisirten eifrig, da sie Beide leidenschaftliche Verehrer von Bismarck sind, dessen Ansichten und Pläne hier in Lübeck und auch sonst nicht viel Sympathie finden. Geibel ergeht sich dann immer in den stärksten Ausdrücken und schilt auf die verblendeten Menschen, die keinen politischen Blick haben.“ Am 22. August 1865 heißt es: „Die Politik war wieder die einzige Unterhaltung der Herren. Geibel konnte nicht genug Bismarcks feine Schachzüge bewundern, und immer wieder pries er ihn als den Retter aus der politischen Misère.“ Ja, am 26. August desselben Jahres 1865 prophezeite er: „in fünf Jahren würde auch Lübeck preußisch sein!“

Die Erzählungen aus seiner Jugendzeit, zu denen wir ihn anregten, bewogen ihn, seine alten Briefe und

Papiere hervorzuholen, die Vergangenheit durchzudenken, aufzuzeichnen und zu ordnen. So entstand ein großer Theil des Materials, das er Carl Gödeke zu dem 1869 erschienenen ersten Theile der Biographie lieferte. Er war aber mit dieser vorzeitigen Publication nicht ganz einverstanden und begünstigte eine Fortsetzung nicht. Vielmehr bat er mich wiederholt, so am 3. April 1866 und 7. Mai 1867, ich möchte seine Erzählungen und Aeußerungen sammeln und nach seinem Tode seine Biographie schreiben. „Das könne überhaupt nur ein Lübecker, der genau den Boden kenne, auf dem er erwachsen sei." Ich hatte gerade damals die Biographien zweier Lübecker geschrieben, eines Kaufmanns von ungewöhnlicher Begabung, Fr. Voldemann, der sich um die Stadt vielfach verdient gemacht hatte, und des dichterisch wie literarisch hervorragenden Verfassers der „Eutiner Skizzen" des Dr. med. von Bippen, des Gründers der Lübecker Schiller-Stiftung. Ich besitze denn auch, wie schon aus manchen oben gemachten Bemerkungen hervorgeht, eine große Reihe von Aufzeichnungen für ein Leben Geibels; aber mein Weggang aus der Vaterstadt 1870, die ich seitdem nur selten wiedersah, unterbrach die Notizen und ließ den Plan der Biographie in den Hintergrund treten.

In dieser zweiten Epoche unseres Zusammenlebens sah Geibel ungefähr so aus, wie ihn die bekannte Büste von

Pohlmann zeigt: graues Haar und Bart, ersteres weit zurückgewichen, so daß die eigenthümlich gestaltete mächtige Schädelform stark hervortrat; das Gesicht magerer, aber doch gesund gefärbt; die Züge schärfer; der kräftige Mund sichtbarer. Singen hörte ich ihn zum letzten Male an seinem Geburtstage 1863, kurze Zeit vor dem Tode seines Bruders Carl, der ihn nachhaltig tief erschütterte; die Kunst des Vorlesens hatte er zu hoher Meisterschaft ausgebildet und ein mächtiger Klang, wie ein tief gemüthvoller warmer Ton blieben ihm stets eigen. Mit den Jahren wurde er immer peinlicher und sorgfältiger im Ausarbeiten seiner Dichtungen. An der Sophonisbe hat er sieben Jahre so zu sagen ununterbrochen gearbeitet und gefeilt. Immer noch genügte er sich nicht und immer änderte er: so auch noch nach den ersten Aufführungen. Wie oft haben wir den ganzen Plan durchgesprochen und jede Einzelheit immer und immer wieder erwogen! Für das Colorit verschaffte ihm einer meiner Freunde Flauberts Salambo; schöne karthagische und numidische Namen mußte ich ihm aus Livius und Polybius und den Inschriften zusammensuchen, ebenso ethnologische und kulturhistorische Züge. Wie gründlich er Aufbau und Ausführung betrieb, zeigt seine „Epistel über das Drama“. Dennoch räumte erst eine kühne Idee des bühnenerfahrenen Fr. Halm, die Liebe der Sophonisbe zum Scipio be-

treffend, die letzten Bedenken des Dichters über die Bühnenfähigkeit des Stückes hinweg. Aber auch die lyrischen Sachen wurden mit feinstem Kunstsinn langsam bedächtig geschaffen. Er unterschied zwischen der Empfängniß der Idee und der oft durch Wochen, Monate, Jahre davon getrennten Geburt des Liedes; gelang ihm letztere nicht, so legte er den Stoff für einen günstigeren Moment geduldig wieder in eine seiner zahlreichen großen Mappen. Packte ihn eine Idee mächtig, so kam es wohl vor, daß er die ganze Nacht davon träumte. „Nun klingen", schreibt er einmal, „die Erinnerungen mir heute noch immer nach und ich denke fast, sie werden sich mit nächstem so oder so gestalten lassen. Ich will stille Wege in der Sonne suchen und Abends Musik hören. Dabei bebrütet sich ein unfertiger Stoff am besten." Ueber die Ausführung schreibt er an einer andern Stelle: „Sie kennen ja meine Weise zu arbeiten, daß ich erst nur grundire, dann übermale und zuletzt erst im Einzelnen ausführe." Seine Manuskripte zeigen, wie viel er in der Gestaltung rang, bis jedes Lied, jeder Vers ein kleines formvollendetes Juwel wurde. Er ging vollbewußt darauf aus, romantisch-tiefes Gefühl und lebhafteste Anschauung mit antik-Platenscher Klarheit und Formenschönheit zu verbinden, und er war aufs festeste überzeugt, daß nur das Classische dauernd auf die Nachwelt wirke d. h. dasjenige, bei dem

jeder sich sagen müsse: treffender und schöner hätte der gleiche Inhalt nicht ausgedrückt werden können. „Saloppheit der Form oder bloß schillernder Farbenglanz", meinte er, „sicherten auch die genialsten Schöpfungen nicht vor der Vergessenheit, wie das Schicksal der romantischen Dichterschule zeige." Dabei wußte er sehr wohl, daß er kein Dichter ersten Ranges sei, aber er wollte unter denen zweiten Ranges einer der Ersten sein. Einer seiner hervorragendsten und liebenswürdigsten Charakterzüge war seine aufrichtige tief innere Bescheidenheit. Wie grenzenlos war seine Ehrfurcht vor Goethe, Schiller, Shakespeare; wie hoch stellte er Uhland, Heine, selbst Mörike, und andererseits Grillparzer; „vor Hebbel als Dramatiker", rief er einst, „nehme ich den Hut ab!" und er that es wirklich. Wie bescheiden sprach er von sich Schiller gegenüber, als er am 10. November 1863 im lübschen Schillerverein den ersten Act der Sophonisbe vorlas. Mir liegt eine Aufzeichnung vom 29. August 1865, nach der Feier von Goethes Geburtstag, den wir immer festlich zusammen begingen, vor, worin es heißt: „Geibel sprach sehr ernst und sagte, daß er sich oft schäme, so wenig zu leisten, im Vergleich mit andern, großen Männern." Diese Bescheidenheit aber hinderte ihn nicht, ein sehr entschiedenes, oft scharfes Urtheil über das zu fällen, was ihm unschön, verfehlt oder gar verderblich schien.

Er haßte von Grund aus alles, was er „pathologische Wirkung" nannte; schon Uhlands „Des Sängers Fluch", G. Schwabs „Gewitter", manche Grauenerzählungen Chamissos gingen ihm über das erlaubte Maß hinaus. So konnte er sich auch mit Richard Wagners Schöpfungen durchaus nicht befreunden; doch dies freilich noch aus einem andern Grunde. In einem Briefe vom 28. Dezember 1864 schreibt er: „Da Wagner mit seinen Tonwerken eben noch etwas Anderes will, als Musik, so hat er auch denjenigen, die für die eigentliche Seele der Musik verschlossen sind, etwas zu bieten, das ihnen faßbarer dünkt, als jenes selige Geheimniß, das nur die begreifen, denen ein Gott den Sinn gelöst hat." Da ich stets ein begeisterter Anhänger Wagners gewesen bin, der schon vor dreißig Jahren zu Gunsten des Meisters schrieb, so gab es über diesen Punkt manchen Streit unter uns, doch ohne unserer Freundschaft zu schaden. Er mäßigte sich mir gegenüber stets auf eine wunderbare Weise. Denn in jener seiner reifen Manneszeit war er keineswegs mehr der sanfte, weiche, ergebene Charakter der ersten Jugendjahre. Krankheit, Leid, Erfahrung hatten ihn gehärtet und sein cholerisches Temperament verschärft. So edel, gut und rein er war, und so unmöglich es für ihn blieb, einen wahrhaft bösen Charakter auch nur poetisch zu gestalten, oder wirklich nachhaltig zu grollen, so leicht wurde er

zornig und fuhr dann mit Donnerstimme und gewaltigen, oft recht derben Worten heraus, daß die Gläser klirrten und die Wände bebten; auch konnte er die Faust ballen, auf den Tisch schlagen, wild im Zimmer umherstürmen. Er genirte sich auch nicht, wenn ihn dieser Zorn auf der Straße überkam: er blieb dann stehen und schalt, daß die Vorübergehenden erstaunt aufschauten, besonders, wenn er so einer Dame den Text las. In den späteren Jahren sollen diese Anfälle sich gemehrt haben und ihm körperlich recht nachtheilig geworden sein. Auch nahm sein in den sechziger Jahren noch sehr vielseitiges Interesse, das die reichste und mannigfaltigste Unterhaltung ermöglichte, später allmählich ab und beschränkte sich mehr und mehr aufs dichterisch-literarische, politisch-patriotische und vaterstädtisch-lübsche Gebiet.

Denn einer seiner schönsten Züge war wieder die tief innige Liebe zur Vaterstadt, die er sich immer wieder zum Wohnsitz auserkor und in jeder Weise verherrlicht und der Unsterblichkeit geweiht hat, die altehrwürdige Hansakönigin mit ihren hohen Kirchthürmen und mächtigem Glockenspiel, ihren giebelgeschmückten Straßen und flaggenbewimpelten Schiffen, mit ihren schwanbelebten Wasserflächen und blühenden Lindenalleen, mit ihren dichtgrünen Wäldern und ihrer See. Denn die See liebte er sehr, weit mehr als das Gebirge, das ihn beengte; sie weckte

stets wieder neu sein dichterisches Talent, und ihr Gewoge hatte noch auf den Greis eine berauschende Wirkung. Daher die vielen schönen Ostseelieder unter seinen Gedichten von frühster bis spätester Zeit.

Wie aber der Natur, so war er auch den Menschen ein treuer Freund. Man lese nur die zahlreichen Klänge der Freundschaft bei seinem Tode, von Heyse, von Carrière, von Scherer, von Janssen, von Grosse, Groth, Lingg, Dahn, Bodenstedt und so vielen Andern, von denen ein großer Theil im oben erwähnten „Gedenkbuche" gesammelt ist, und man wird gestehen, daß kein anderer neuerer Dichter so treu geliebt, so innig verehrt, so neidlos bewundert worden ist, wie er, und dergleichen beruht stets auf Gegenseitigkeit. Zu seinem Geburtstage 1864 schrieb ihm noch Freiligrath in alter herzlicher Weise; als er 1868 in München gekündigt hatte, kündigte auch Paul Heyse freiwillig. Wie freute er sich, wenn er gute Freunde einmal wiedersah und ihnen gefällig sein konnte! Es war ihm zu gönnen, daß er für seine letzten zwanzig Jahre eine so treue, aufopfernde, liebevolle, verständnißinnige Pflegerin gefunden hat, wie seine Nichte Bertha ihm gewesen ist. Mir liegt die Aufzeichnung einer Aeußerung von ihm aus dem Jahre 1868 vor: „er könne keine treuere Hand finden, die ihm seinen Lebensabend erleichtere."

Freilich, der Schmerz um die so früh entrissene jugendliche Gattin vernarbte nicht, und sie ist auch in der That von wundersamer Schönheit gewesen, wie das herrliche, zehn Jahre nach ihrem Tode von Correns gemalte Portrait zeigt. Auch Moritz Schwind hat sie in seinen Melusinenbildern und in den sieben Raben in der Gestalt der Muse verewigt. Sie war von Charakter sanft, still, zart, von tiefem feinem Gefühl und rührender Hingebung. Ihren Geburts- und Todestag pflegte er viele Jahre mit seiner Tochter Marie allein zu verbringen, ganz der Erinnerung hingegeben.

In den letzten Jahren änderte sich Geibels Aussehen noch einmal gänzlich. In Folge veränderter Kur wurde er stark, kein Zeichen von Gesundheit, wie ihn die letzte vielverbreitete Photographie zeigt, und er erhielt ein patriarchalisches Aussehen. Er mußte die heilsame tägliche Bewegung aufgeben und saß meist in halb ruhender Stellung. Zuletzt sah ich ihn im Herbst 1883 auf einem Gartenhause vor Lübeck und nahm von ihm im Herzen Abschied, tief betrübt und erschüttert. Wohl wissend, es sei das letzte Mal, daß ich ihn sah, bat ich ihn noch um eine verspätete Rose aus dem Garten, die ich als Andenken mitnahm. Einen Vers konnte er dazu nicht mehr finden.

Mit ihm ist nicht nur einer der größten Dichter,

sondern auch einer der edelsten Charaktere dieses Jahrhunderts dahingegangen: fromm und gottvertrauend, ohne beschränkendes Dogma und falschen Heuchelschein; sittlich ernst und rein; stets großdenkend; ein Patriot ersten Ranges, dessen begeisterndes Wort die Jugend noch lange für Kaiser und Reich, für deutsche Zucht und Art entflammen wird; ein hehrer Priester der Kunst, der nur Schönes schuf und nichts als Schönes schaffen wollte; ein edler Bürger seiner Vaterstadt, ein treuer Freund, ein ganzer Mann! Sein Andenken sei uns, sei seinem Volke heilig!

Inhalt des zweiten Bandes.

Inhalt des dritten Bandes.

Auf dieses Werk wendete Herr Professor Reifferscheid das an, was Heinrich Rückert von Walther von der Vogelweide sagte:

„Es handelt sich nicht um ein Buch mehr oder weniger zu den vielen, die wir haben, sondern um einen der großen Leitsterne auf dem so dunkeln und gefahrvollen Wege unseres Volkes. Einem solchen gebührt es alle mögliche Ehre anzuthun, weil man sicher sein kann, daß sie sich belohnt."

Beaulieu-Marconnay, Carl von, Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch. Beitrag zur deutschen Kultur- und Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. 4 ℳ 80 ₰.

——, Carl von Dalberg und seine Zeit. Zur Biographie und Charakteristik des Fürsten Primas. Mit Portrait. 2 Bände. 15 ℳ

Bippen, Wilhelm von, Eutiner Skizzen. Zur Kultur- und Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. 4 ℳ

Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Herausgegeben von Hermann Grimm u. Gustav Hinrichs. 10 ℳ

Deecke, W., Wilhelm von Bippen. Ein Lebensbild. 1 ℳ 20 ₰.

——, Die Deutschen Verwandtschaftsnamen. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung nebst vergleichenden Anmerkungen. 4 ℳ

——, Heimathklänge. Abschiedsgruß an Lübeck. 1870. Taschenformat. geb. 1 ℳ 50 ₰.

Egloffstein, Gräfin **Auguste von,** Aus einem Tagebuche. Gedichte. 3. Auflage. 3 ℳ

Emminghaus, A., Ernst Wilhelm Arnoldi. Leben und Schöpfungen eines deutschen Kaufmanns. Mit Portrait. 7 ℳ

Falk, R., Johannes Falk. Erinnerungsblätter aus Briefen und Tagebüchern gesammelt von dessen Tochter. 1 ℳ 50 ₰.

Jung, Amalie, und das Großherzogliche Fräuleinstift in Mannheim. Ein Lebens- und Charakterbild. 3 ℳ

Robinson, Henry Crabb, Ein Engländer über deutsches Geistesleben im ersten Drittel dieses Jahrhunderts. Aufzeichnungen Henry Crabb Robinsons nebst Biographie und Einleitung von Karl Eitner. Autorisirte Ausgabe. 5 ℳ 60 ₰.

Scheffel, Viktor, Der Brautwillkomm auf Wartburg. Lyrisches Festspiel. 1 ℳ

Schöll, Adolf, Carl-August-Büchlein. Lebenszüge, Aussprüche, Briefe und Anekdoten von Carl August, Großherzog von Sachsen. 2 ℳ

Schults, Adolf, Der Harfner am Heerd. Ein lyrischer Cyklus. 1 ℳ 20 ₰.

Vincke, Freiherr **Gisbert von,** Rose und Distel. Poesieen aus England und Schottland, übertragen. 2. Auflage. 4 ℳ

Weber, C. W., Zur Geschichte des Weimarischen Theaters. 4 ℳ

Zur Erinnerung an Wilhelm von Bippen. Einundzwanzig Gedichte aus seinem Nachlaß. 80 ₰.

Weimar
Hof-Buchdruckerei.